

V o r w o r t.

Die vorklassische Literatur in Deutschland hat im vorigen Jahrhundert einen großen Feldzug eröffnet, um den Hanswurst todtzuschlagen. Die schwersten Geschütze wurden gegen diesen unverwundlichen Vertreter des deutschen Volkshumors aufgeföhren. Der alte Aristoteles mußte die Muskete tragen. Von den der deutschen Literatur und Sprachwissenschaft erst eröffneten Kathedern wurde gegen diesen „Erbfeind jedes gesunden Geschmacks“ losgedonnert. Hanswurst verkroch sich vor dieser Berserkerwuth in seinen Schmollwinkel und ließ die gelehrten Herren nach ihren Recepten für das Publikum kochen. Einige Jahrzehnte steislederner akademischer Komödien, empfindsamer Romane, verlogener Schäferlyrik waren das Product dieser deutschen Intelligenzpächter. Erst die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur und in ihrem Gefolge die klassische Zeit unserer Dichtung föhren wie ein frischer Wirbelwind in die

alten Perrücken und bliesen den Puder nach allen Enden der Welt.

Das ausschlaggebende Verdienst eines Gottsched oder Breitinger um unsere Literatur soll keineswegs geleugnet werden. Sie haben reinigend gewirkt und den Blicken der nachfolgenden berufenen Vertreter der deutschen Poesie so manche neue Fernsicht eröffnet. Daß der Kampf gegen den deutschen, wenn auch noch so rohen Volkshumor, aber vergebens war, das mußte wohl am meisten Gottsched in der lächerlichen Rolle, die er in spätern Jahren spielte, erfahren. Es war der ewig ungleiche Streit lendenlahmer Akademiker gegen einen kraftstrotzenden Bengel. Wenn's auch ein Bengel war, wenigstens leistete er etwas.

Ich möchte mit diesen einleitenden Worten namentlich gegen eine vorgefaßte und viel verbreitete Meinung auftreten, die sich durch die meisten unserer Literaturgeschichten schleppt und von Tausenden einmüthig und willfährig nachgebetet wird. Unsere Literaturhistoriker stellen es gewöhnlich so dar, als wenn thatsächlich der alte gute Hanswurst zuerst hätte todtgeschlagen werden müssen, damit dann aus der Steppe der akademischen Dichtung das echte Blümlein Poesie hätte entsprossen können. Das ist eben ein sehr akademisches Urtheil — eine Krähe hackt der andern kein Auge aus. Die Reime unserer

klassischen Dichtung liegen einzig und allein in dem alten, urwüchsigen Volksthum, dessen Werth vielleicht gerade durch den Contrast zu der mühsam aufgepöppelten Literatur in der vorklassischen Zeit richtig erkannt wurde. Nicht aus Schulkomödien und langwierigen ästhetischen Streitschriften hat Goethe schon in frühester Jugend die ersten dichterischen Intentionen zu dem gewaltigsten Werk unserer ganzen Literatur gezogen, sondern aus der Volkskomödie, deren Träger der vielverlästerte Hanswurst war.

Unter Hanswurst im weitern Sinne verstehe ich den gesunden ursprünglichen Volkshumor überhaupt, wie er mit kräftigen Gliedern, schalkhaft blizenden Augen und rothen Backen aus den alten Volksspielen, seien dieselben nun geistlich oder weltlich, aus den Liedern und Anekdoten, Sprüchen, Fabeln und Parabeln des Volkes hervorlugt. Für die Bühne hat sich dieser Humor im Hanswurst, Kaspar, Policinell oder wie der Schelm heißen mag, verkörpert. Diesen Humor bis zu der Gewalt des Dämonischen, bis zu satyrischer Weltbetrachtung und Weltverachtung, bis zu jenem Standpunkt außerhalb irdischer Geschehnisse gesteigert zu haben, von dem allein eine objektive Beurtheilung der menschlichen Tragikomödie möglich ist, das ist Goethes Verdienst in der Figur des Mephisto. Dieser ist nichts anderes, als der raison-

nirende Narr der Volkskomödie, seines engen Rahmens und Gesichtskreises enthoben und in's Weltall als Antipode der göttlichen Majestät und ewig verneinende Kritik alles Erhabenen gestellt. Wie der Hanswurst ein Feind aller Autorität im Kleinen ist, so ist es Mephisto im Großen, im allumfassenden Rahmen der Weltenerschöpfung an und für sich.

Da nun gerade die derbe Volkskomik dasjenige Element ist, aus dem sich die dichterisch eigenartigste und bedeutendste Gestalt vielleicht aller Zeiten und Literaturen entwickeln konnte, so müssen wir ihr jedenfalls nicht nur eine Existenzberechtigung, sondern geradezu eine Existenznothwendigkeit zuerkennen. Es gibt fast kein geistiges Gebiet, gegen das von gewissen Zöpfen, für die der Poet erst beim Tragödiendichter beginnt, so sehr losgezogen wird, als das Gebiet des derben Humors. Die meisten Ästhetiker sehen in demselben alle Symptome des Niederganges einer Literatur, anstatt sich von der Nährkraft des Volkshumors für alle Zweige einer geistigen Entwicklung überzeugen zu lassen. Der Hanswurst ist ihnen ein Gräuel. Und doch war er ein guter Freund unserer größten Geistesheroen. Sie haben ihn veredelt und herangebildet; sie ließen ihn aber auch oft genug ungehindert mit seiner Schellentappe klingen und mit der Keule dareinschlagen.

Jede Wahrheit und Lebensweisheit trägt sich in humoristischer Form am eindringlichsten vor, wenn überhaupt ein humoristisches Element in ihr liegt. Die Antithese reizt mehr, als die trockene These. Ohne Humor würde bald jede Literatur verflachen und anstatt ein einheitliches Gepräge zu tragen, sich in eine Anzahl Manieren und Richtungen spalten, die dann bis zum Überdruß breit getreten werden. Der echte Humor kann niemals etwas Stagnirendes an sich tragen, da er aus dem Leben selbst erwächst, sein Blut aus den Strömungen der Zeit erneuert, für weltbewegende Fragen oftmals den allein richtigen Ausdruck findet.

Unsere Zeit darf unbedingt als humorarm, jedoch nie als humorfeindlich gelten. Ein wirklich großer Humorist wird heute in Deutschland mit Jubel empfangen werden. Leider sind so viele moderne Werke, die als humoristisch ausposaunt werden, nichts Anderes, als ein Sammelsurium schnoddriger Witze und erzwungener Situationskomik oder eine stillschweigende Anleihe an älteren und fremden Geistes-schätzen. Daher auch die wilde Jagd nach immer neuen Richtungen, die Eintagsfliegen gleichenden Fractionen und Fractionchen unseres Literaturlebens, von den Hypernaturalisten bis zu den Realisten, von da zu den Schöngeistern und Buzen-scheiben-Poeten

und endlich bis zu den Mystifern. Betrachten wir nur die einzige Richtung der Bauernkomödie, die zunächst berufen wäre, den alten Hanswurst in ihrem Rahmen wieder erstehen zu lassen, so gelangen wir zu der traurigen Thatsache, daß es innerhalb des ganzen, fast unübersehbaren Repertoires der deutschen Bauernkomödie keine klassische Bauernposse gibt. Auch des vielfach überschätzten Anzengruber „Doppelselbstmord“ kann keineswegs als solche bezeichnet werden. Und gerade gegenwärtig die merkwürdige Rückkehr vom krassen Naturalismus zur naiven Märchenkomödie mit ihrem ursprünglichen Humor, zur Zauberposse im Genre eines Raimund. Man sieht es, das Volk will seinen Hanswurst, d. i. den gesunden derben Humor wieder haben, in welcher Gestalt immer er sich zeigen mag.

Die in Wirklichkeit bestehende und vollkommen berechtigte Sehnsucht des Publikums nach dem alten derben und volkstümlichen Humor läßt uns auch auf eine günstige Aufnahme des vorliegenden Werkes von Peter Schund hoffen. Es ist das Originalwerk eines lebenden Poeten, das in der „Humoristischen Bibliothek“ zum erstenmal der Öffentlichkeit übergeben wird. Wenn ich für Peter Schund's „Don Riquete“, im Zusammenhang mit den vorausgehenden Erörterungen über die Nothwendigkeit des

derben Humors in der Literatur, einige empfehlende Worte spreche, so möge man mir nicht zum Vorwurf machen, daß dies lediglich pro domo geschehe. Die Gleichgültigkeit des Publikums gegen neue Erscheinungen, gegen neue Namen, die Oberflächlichkeit des Urtheils der berufenen Kritik ist eine derartige geworden, daß ich es für meine Pflicht halte, auf das Nachdrücklichste für einen Mann einzutreten, der etwas wahrhaft Bedeutendes, das Niveau unserer Duzendliteratur weit überragendes geschaffen hat.

Das drollige Heldengedicht, das Schund mit seinem „Don Kichote“ wieder in Aufnahme bringt, ist ein bis in das dritte Jahrzehnt unseres Säkulums in Deutschland sehr beliebtes, seitdem aber völlig vernachlässigtes Genre. Busch, Ernst Eckstein u. A. haben es zwar modernisirt fortgesetzt und in dieser Form zu ganz ansehnlicher Blüthe gebracht. Ihre humoristischen Schöpfungen gehören aber doch vielfach wieder einer wesentlich verschiedenen Kunstgattung an. Der bizarre Humor in ihnen haftet zumeist an Gestalten und Verhältnissen unserer Tage. Diese Epopöen sind für unsere Leser ebenso modern, als es i. B. die „Johsiade“ für die Leser des vorigen Jahrhunderts war.

Das eigentliche verbkomische Heldengedicht hat seine Wurzeln in Stoffen der Vergangenheit; sei es,

daß es sich antike Stoffe, besonders aus dem homerischen Sagenkreise erwählt, wie es Blumauer in seiner Aeneis that und nach ihm Viele, wie Wagemann in seiner Telemach-Travestie — sei es, daß das mittelalterliche Ritterthum willkommenen Anlaß zu derbem Humor bietet. Alles Heldenhafte kann, durch eine gewisse Brille betrachtet, derbkomisch werden und trägt die Keime zur Travestie von vornherein in sich. Das empfanden schon die alten Griechen, als sie auf die Homerischen Epen den „Froschmäuslerkrieg“ pflanzten. Dieses Bedürfniß nach derbkomischer Travestirung einer bis in's Übernatürliche gewachsenen Heldengröße liegt auch schon in den ersten Anfängen der deutschen Thierfabel und im Weiteren im Thierepos, als dessen höchste Blüthe der „Reineke“, das drollige Heldengedicht der Thierwelt, anzusehen ist.

Jede bis zur höchsten Vollendung gelangte Blüthe der Poesie züchtet an ihrem Stamme ein Heer von Schmarotzerpflanzen. Den Originalgenie's folgt eine Unzahl von Nachahmern, die ihren Vorbildern selten mehr abgeguckt haben, als die Manier. Ohne Geist und eigene Kraft übertreiben sie diese Manier und kommen unwillkürlich zum Lächerlichen, zu jenem „unfreiwilligen Humor“, der in einer verunglückten tragischen Posse Gelächter hervorruft —

wie etwa ein schiffbrüchiger alter Schauspieler, wenn er sich auf dem Bänkel seiner Zeiten als Hamlet oder Romeo erinnern wollte. Fast keine dichterische Gattung dürfte die Grundbedingungen zu unfreiwilliger komischer Übertreibung so sehr in sich tragen, wie das ernste, auf hohem Rothurn einherschreitende Heldenepos. Den unsterblichen Schöpfungen, vorzugsweise romanischer Dichter des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, folgte denn auch eine wahre Sintfluth von Epigonen. Die Ritterromane schossen in üppiger Saat aus dem Boden und verrückten die Köpfe, wie später die Werther-Periode, einige Jahrzehnte darauf gewisse Auswüchse der romantischen Schule mit der aus ihr hervorgegangenen Mystik eines Görres u. A., wie heute der übertriebene Bolaismus und die Ibsensche Vererbungstheorie. Die Reaction gegen jede durch unbeschränkte Nachäffer in Mißcredit gebrachte dichterische und künstlerische Richtung gebiert die Travestie. So ist auch das drollige Heldengedicht ein Kind dieser Reaction gegen die Auswüchse der großen Heldenepen.

Als die Krone aller drolligen Heldengedichte muß des Cervantes unsterblicher Roman gelten. Derselbe vereinigt in sich nicht nur die gelungenste Travestie des zuerst heldenhaften, in den Schöpfungen

verschiedener Macher jedoch lächerlich bramarbasirenden mittelalterlichen Ritterthums, sondern verkörpert die in der Travestie liegende Komik in einer für die damalige Zeit modernen Figur und den sie umgebenden modernen Verhältnissen, in einem durch die Lectüre der lächerlich gemachten Kunstgattung verrückt Gewordenen. Cervantes steckt einen Menschen, der von den unbrauchbaren und lächerlichen Ideen des durch die Romanschreiber verballhornten Ritterthums vollgezogen ist, in das Löschpapierene, jeder Realität entbehrende Gewand dieser Romane selbst und läßt ihn in den wirksamsten Contrasten zu den bestehenden Verhältnissen erscheinen. Das ist unzweifelhaft die derbkomische Spitze des drolligen Heldengedichtes.

Indem sich Peter Schund diesen mit dem Vorstellungskreise der ganzen Welt längst verwachsenen Stoff zu einer völlig neuartigen Gestaltung wählte, hat er entschieden den glücklichsten Griff im Gebiete des drolligen Heldengedichtes gethan. Zu einer neuen Behandlung dieses Stoffes gehört ein geborener Humorist. Jeder Andere muß daran scheitern. Der Stoff des „Don Quixote“ schließt jede andere Begabung aus, als eine durch und durch humoristische. Der satyrische Raisonneur, der geistreichelnde Witzmacher mit den gesuchten Posen, der theatraalische

Effekthascher, der „Humorist“ nach dem Herzen des Parquet-Publikums, alle sammt und sonders würden an diesem Stoffe Schiffbruch leiden. Der Grund hierfür ist ein sehr interessanter und für die Beurtheilung des echten Humors vielleicht sehr maßgebender. Es gibt kaum einen Stoff in der ganzen Weltliteratur, der soviel unmittelbare Gegenständlichkeit erforderte, als der des edeln Ritters von der traurigen Gestalt. Jedem Wortwitz, aus dem sich eine hochsteigende Knallrakete entzünden ließe, ist hier die Lebensfähigkeit abgeschnitten. Der ganze derbkomische Werth des „Don Richote“ baut sich einzig und allein auf gegenständlicher und greifbarer natürlicher Situationskomik ohne Zwang und Berechnung auf. Wie für den kleinsten Witz der „Schlager“ nur in der Antithese, in dem gefundenen oder bereits als bestehend erkannten Contrast zweier Dinge liegt, so wurzeln die höchsten Ziele des Humors in der Lächerlichkeit von contrastirenden Situationen. Das gilt ja auch für die Bühne, für welche die natürliche Situationskomik fast ausschließlich maßgebend ist. Der ganze derbe Volkshumor baut sich auf der natürlichen Situationskomik auf. Der Hanswurst der alten Volksbühne ist der berufenste Situationskomiker.

Hier nun, im Gebiete des rein gegenständlichen

Humors hat Peter Schunck mit geradezu bewundernswerther Meisterschaft eingesetzt. Dazu hat er sich in den kurzen, vielfach absichtlich mitten im Satzgefüge abgehackten Versen, die stets in je vier Zeilen einen Gedanken, eine Erwägung, eine vorbereitende Stimmung, eine ganze Situation oder einen Theil einer solchen endgültig erledigen, eine technisch so glückliche äußere Form geschaffen, daß diese an und für sich schon komisch wirkt. Die Situationskomik ist immer von einem gewissen trockenen Humor befeelt, sie gibt sich auf der Bühne scheinbar ohne Absicht (wenn sie eben echte Komik ist!), sie wird in epischer Behandlung direct zu einer Art objektiven Referates, über dem der Dichter mit einem behaglichen Schmunkeln steht, als wenn er an der Sache gar nicht theilhaft wäre. Da wie dort ist es jedoch gerade dieser derb zugreifende trockene Humor ohne langwierige Vorbereitung und künstlerische Pose, welcher wahre Lachstürme entfesselt.

Aus der Prosa des Originals heraus hat uns Peter Schunck in seiner an die derben Holzschnitte alter niederländischer Meister gemahnenden Vers-technik die Abenteuer des edeln Don in so knapper, Situation an Situation drängender Manier gestaltet, daß wir sie in seinem Heldengedicht mit dem größten Entzücken nochmals genießen, ja (seien wir aufrichtig!)

uns von so manchen verschleppenden Schilderungen, Einschießeln, langen Reden und „Zeitartikeln“ des Originalen befreit fühlen. Das soll etwa nicht ein Seitenhieb auf Cervantes sein, sondern nur eine Darlegung des rein practischen Werthes einer solchen Arbeit, wie sie Schunck unternommen hat. Der Humor ist bei ihm schon durch die Form des Ganzen viel condensirter, daher auch in seiner Gesamtheit von schnellerer und unmittelbarer Wirkung. Wir gehen von Vers zu Vers neuen Überraschungen entgegen, die wir eigentlich schon kennen oder voraus ahnen, die jedoch gerade durch die ganz neue Gestaltung, in der die einzelnen Situationen uns gegenüber treten, um so nachdrücklicher wirken.

Wie es Schunck in seltener Weise gelingt, die derbe Komik einer ganzen Situation mit ihren Vorbedingungen und Folgen oft nur in dem engen Gefüge von vier kurzen Versen zu geben, so kommen bei ihm auch die Gesprächspartien, Rede und Gegenrede; die Schilderungen von Gefühlsmomenten; alle Erwägungen und sonstigen außerhalb der rasch vorwärts drängenden Handlung liegenden, etwas weiter ausgepönnenen seelischen Züge und Entwicklungsphasen des Helden zu einer so plötzlichen und drastischen Wirkung, wie sie der breitere und behagliche Strom der Prosa ausschließt. Der Prosaischer sitzt

auf einem gemächlichen Saumpferd, das er durch Wald und Wiesen traben läßt, ruhig Land und Leute betrachtend. Der Verfasser unseres drolligen Helbengedichtes hat ein ungeduldigeres Thierblut unter dem Sattel. Das geht meistens im Galopp und macht in einer Minute mehr Capriolen, als das Saumpferd an einem ganzen Nachmittag.

Ich schreibe es mit voller Überzeugung nieder: Peter Schund's „Don Richte“ ist ein so vollendetes Meisterwerk des derben deutschen Humors, sowohl was seine ganze Anlage, wie alle Einzelheiten betrifft, daß man ihm bitter Unrecht thun würde, wenn man es unter die ephemeren Erscheinungen unserer zeitgenössischen Literatur verweisen wollte. Es verdient für alle Zeit einen hohen Ehrenplatz in der Geschichte des deutschen Humors. Es ist ein Buch, bei dessen Lectüre man von Seite zu Seite herzlich lachen muß. Es ist ein erfrischender Trunk nach so manchen kraftlosen Limonaden. Wie wir zu einem klaren Quell gerne wieder kehren, um unsern Durst an ihm zu löschen, so ist gerade Schund's Werk berufen, sich bei allen denen, die es einmal lasen, dauernd einzubürgern. Man wird es immer wieder mit Vorliebe aufschlagen, um sich in humorbedürftigen Stunden an seinen ergötzlichen Reimen zu erfreuen. Und humorbedürftig sind wir Alle. Gesegnet da-

her jeder echte Humorist, der uns aus dem Dunst der Hintertreppen-Poesie, dem Zodoformgeruch degenerirter Klassen, aus den chemischen Sonden der Gasse wieder hinausführt auf eine grüne Wiese, wo die Blumen lachen, unter einen schattigen Lindenbaum, wo wir mit unsern Gedanken uns selbst angehören können — uns hinausführt aus vieler Jämmerlichkeit und mit einem Buche beschenkt, bei dem wir wieder lachen können — ja lachen, von ganzem Herzen lachen!

Die „Humoristische Bibliothek“ soll in ihrer weitem Folge noch weniger bekannte humoristische Meisterwerke aller Nationen umfassen und, sich auf keine besondere Gattung des Humors beschränkend, denselben in weitem Maße zur Sprache kommen lassen. Schriften, in denen der Humor auch nur als Würze einer ernsten Lebensauffassung dient, sollen ebenso mit hereinbezogen werden, wie der durch Peter Schund in dem vorliegenden Bande vertretene derbe Volkshumor. Wie die Mannigfaltigkeit ein hervorragendes Merkmal des Humors überhaupt ist, so soll sie es auch für den Rahmen unseres Unternehmens sein. Der fein abgetönte Humor soll ebenso Vertretung finden, wie die bizarre Burleske. Da diese Bände in erster Linie für Haus und Familie bestimmt sind, ist jede zweideutige Schöpfung selbst-

verständlich ausgeschlossen. Möge „des berühmten Herrn Cervantes aller Welt bereits bekanntes“ Buch in Schunck's drolliger Umgestaltung, dieser unübertreffliche deutsche „Don RIchote“ den deutschen Humor in unserer Sammlung glücklich eröffnen.

München, im Juni 1895.

Rudolf Heinrich Greinz.